In freier Stunde

Spiel mit der Erinnerung!

Roman von Hans-Eberhard von Besser

(12. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Unsinn. Hugo Mertens sah in ihr nur die Schwester, nichts deutete darauf hin, daß er anderen Sinnes geworden war. Eine andere Frau mußte in seinem Leben eine Rolle spielen, nicht jenes Mädchen aus Amerika.

„Ich muß nun in den Dienst, Hugo, gleich wird die Sirene heulen, Pflicht ist Pflicht."

Doktor Mertens lächelte flüchtig.

Abschiednehmend reichte er Karola die Hand, sie drückte sie fest. Da schaute er ihr ins Gesicht. Zögernd ließ er ihre Rechte los, ein Wort schwebte ihm auf den Lippen, doch dann kehrte er sich rasch um und ging.

Karola sah ihm lange nach.

Bruder, dachte sie — lieber Bruder, könnte ich dir doch helfen. Du willst nicht sprechen, dann schau nur, wie du fertig wirst.

Hugo Mertens war bereits wieder aus dem Erlenbusch heraus und am Feldrande, als die Sirene der Zuckerfabrik aufklang. Der Hall drang weit in das Land hinaus.

Wieder dachte er neidvoll an das Mädchen, das nun im Arbeitsmantel froh neben den Kameraden der Fabrik stand und sein Tagewerk verrichtete. Er beschloß, schnell zu frühstücken und dann ebenfalls an die Arbeit zu gehen. Arbeit war die beste Medizin.

Zwei Stunden mußten noch vergehen, bis der Briefträger erschien.

Zwei Stunden.

Wenn aber Anne-Marie nichts von sich hören ließ, dann würde er es nicht mehr aushalten.

17. Kapitel.

„Es sind schwerwiegende Gründe, die mich Ihnen sagen lassen, daß es besser für uns beide ist, wenn wir uns nicht mehr begegnen."

Die Worte klangen aus dem dröhnenden Lied des Motors empor, rasten hinter dem jagenden Wagen her und lösten ein Zucken des Mundes in dem fast starren Mannesgesicht aus.

Hart bremste jetzt Hugo Mertens — der Wagen stand.

Das Vorüberhasten von Meilensteinen und Wegweisern, von Bäumen und Telegraphenmasten hörte auf, still und friedlich lag die Landstraße vor ihm in der Sonne.

Mit glanzlosen Augen blickte der Mann ins Leere.

Was sollte das heißen, was fiel Anne-Marie ein, warum schrieb sie in dieser Weise?

Mertens holte den Brief hervor, den er soeben erhalten und mindestens schon ein duntzendmal gelesen hatte.

Immer wieder haftete sein Auge auf dem Satz: „Schwerwiegende Gründe sind es, die mich Ihnen sagen lassen, daß es besser für uns beide ist, wenn wir uns nicht mehr begegnen."

Laut kamen die Worte über die Lippen des Mannes.

Ein Fink flog vorbei und setzte sich auf den Kühler des Wagens. Der Vogel legte das Köpfchen auf die Seite und schaute zu dem Manne hin, der auf das Lenkrad gestützt, den Brief Anne-Marie Rodecks las. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen.

Das also war des Rätsels Lösung.

Anne-Marie war entschlossen, ihren eigenen Weg zu gehen. Sie gab ihm höflich und bestimmt einen Wink — sie wünschte ihn nicht mehr zu sehen.

Mertens steckte den Brief wieder zu sich.

Langsam stieg er aus dem Wagen, zündete sich eine Zigarette an und ging auf der Landstraße auf und ab.

Der Brief enthielt eine unzweideutige Erklärung — war es unter diesen Umständen nicht töricht, in die Stadt zu fahren?

Anne-Marie wünschte ihn nicht mehr zu sehen, ihre Tür würde wieder verschlossen sein, wieder würde er draußen stehen.

Sollte er nicht einfach umkehren, einen Strich unter die ganze Geschichte machen? Er hatte genug Wichtigeres zu tun, zu arbeiten — wozu gab er sich mit solch einer kleinen Sängerin, die ihm die kalte Schulter zeigte, überhaupt noch ab?

Aergerlich warf Mertens die Zigarette fort.

Eins ließ ihm keine Ruhe: „Schwerwiegende Gründe". Was hieß das? Er hatte ein Recht Anne-Marie zu fragen, welcher Art diese Gründe waren.

Mertens stieg voller Unruhe wieder in den Wagen ein, der Motor sprang an.

Hugo Mertens raste nicht mehr, nahm nicht mehr in gewagtem Tempo die Kurven, ruhig rollte der Wagen dahin.

Anne-Marie sollte ihm nur deutlich und unzweideutig jene schwerwiegenden Gründe mitteilen, die sie zu ihrem Schritt veranlaßten. Liebte sie einen anderen, gut, er mußte sich dann bescheiden. Klarheit aber forderte er, denn er war ein Mann, der stets klare Verhältnisse und feste Grundlagen wünschte.

Als Mertens die Treppe zur Wohnung der Künstlerin emporstieg, war er entschlossen, auf jeden Fall bis zu Anne-Marie vorzudringen. Energisch läutete er.

Gespannt lauschte er auf die Geräusche hinter der Flurtür, sein Herz schlug rascher. Jetzt ging eine Tür,

Schritte erklangen — vielleicht kam Anne-Marie selbst — — —

„Ach, du liebe Zeit!“ rief Frau Schulz bedauernd und rieb sich verlegen die Hände an der Schürze ab.

„Fräulein Rodeck daheim?“ fragte Doktor Mertens und bahnte sich kurz entschlossen den Weg in den Flur.

„Fort, mein Herr. Einfach losgerückt. Sie können es glauben.“

Die Witwe Schulz öffnete diensteifrig die Tür zu Anne-Maries Zimmer und ließ Mertens hineinschauen.

„Fort, was heißt das? Sie meinen doch nicht, daß Fräulein Rodeck die Stadt verlassen hat? Sie ist wohl umgezogen, wo wohnt sie denn?“

„Wer bei mir wohnt, zieht nicht so mir nichts dir nichts um, mein Herr,“ erklärt Frau Schulz gekränkt. „Natürlich hat Fräulein Rodeck die Stadt verlassen. Sie tritt ja nicht mehr auf, das werden Sie doch bemerkt haben. Sie ist eben fort, krankheitshalber beurlaubt, wie ich von Herrn Beier gehört habe.“

„Und wie lange?“

Hugo Mertens stand auf der Schwelle zu Anne-Maries Zimmer. Er schaute sich um und es war, als grüße ihn der Raum, in dem sie gewohnt. Am Tisch dort hatte sie gewiß gesessen, als sie ihm schrieb: „Schwerwiegende Gründe“.

„Das kann ich nicht sagen. Der Herr Beier wird es wohl wissen, geweint hat das Fräulein ja auch, trotz, nun ja, trotz der Rosen, die gewiß von Ihnen gewesen sind.“

Neugierig musterte die Frau Hugo Mertens von Kopf bis zu Fuß.

„Wer ist denn der Herr Beier?“

„Das ist doch der alte Schauspieler, der Louis Beier, den kennt jedes Kind.“

Nun erinnerte sich Hugo Mertens, den Namen auf dem Theaterzettel schon gelesen zu haben, natürlich, er spielte ja auch in der „Fledermaus“ mit und Anne-Marie hatte ja auch schon viel von dem alten Kollegen erzählt.

Noch einmal überflogen die Augen des Mannes das kleine Zimmer, es hatte so etwas Anheimelndes, so etwas Trautes.

Es war klar, Frau Schulz konnte ihm keine Auskunft geben. Außerdem widerstrebte es ihm auch, die Schleusen der Beredsamkeit dieser Frau durch unnötige Fragen zu öffnen. Er ließ sich die Adresse des Schauspielers Beier geben und ging mit kurzem Gruß die Treppe hinunter.

Die Witwe Schulz begleitete ihn hinab, sie war gerade im Begriff gewesen, Milch einzuholen, als der Doktor erschien.

„Man kennt sich nie in den Menschen aus, davon kann ich Ihnen ein Lied singen, mein Herr. So viele haben schon bei mir gewohnt, aber richtig klug bin ich aus ihnen nie geworden. Die Menschen sind eben eine sonderbare Gesellschaft, und jeder hat so ein Stückchen Heimlichkeit, an die läßt er keinen anderen heran.“

Hugo Mertens war froh, die gesprächige Frau vor dem Milchgeschäft loszuwerden, und wanderte nachdenklich die Straße hinunter.

Er war nun ganz ruhig geworden. Offenbar war irgendetwas Berufliches im Spiel. Anne-Marie hatte ihm ja auch einmal angedeutet, daß die Welt der Kulisse eine eigene Welt sei. Gewiß hatte es irgendeinen Konflikt gegeben. Wie gern hätte er ihr geholfen. Das waren vermutlich die „Schwerwiegenden Gründe“. Sie sah dunkle Schatten, wo durchaus keine zu sehen waren.

Rasch und fast erleichterten Herzens betrat Hugo Mertens das Haus, in dem Louis Beier wohnen sollte. Er prüfte jedes Türschild und stieg Stockwerk auf Stockwerk empor.

„Daß du mir nicht die Kinder anbellst oder Radfahrer in die Beine fährst, verstanden, sonst hole ich dich gleich wieder rauf!“

Doktor Mertens, der gerade um die Treppenbiegung kam, sah einen alten Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, einen kleinen Rehpinscher zur Tür herauslassen. Der Mann, der einen langen Schlafrock trug, war zweifellos Louis Beier.

Mit wenigen Sätzen war Hugo Mertens auf dem Treppenabsatz, der Pinscher kläffte ihn, da er weder ein Kind noch ein Radfahrer war, gebührend an.

Mit höflichem Gruß trat der junge Forscher auf den Schauspieler zu.

„Doktor Mertens! Ich habe wohl das Vergnügen mit Herrn Louis Beier?“

Das von vielen Falten durchquerte Gesicht des alten Schauspielers wurde merklich ablehnend.

Schweigend verneigte er sich.

„Ich will nicht weiter stören, es handelt sich lediglich um eine Auskunft, die ich von Ihnen erbitten möchte.“

Die unter buschigen Brauen ruhenden Augen des alten Künstlers hafteten sekundenlang scharf prüfend auf dem Manne.

„Ich wüßte wirklich nicht, worum es sich handeln und womit ich Ihnen dienlich sein könnte, Herr Doktor,“ kam es kühl von seinen Lippen.

Mertens lachte.

„Ich will Sie weder anborgen, noch Ihnen etwas verkaufen, Sie dürfen mich ruhig empfangen, Herr Beier. Ich werde mich kurz fassen und Ihre Zeit nicht unnötig in Anspruch nehmen.“

Der Schauspieler machte eine höfliche Handbewegung und wenige Augenblicke später stand Doktor Mertens in einem behaglich eingerichteten Zimmer. Beier hatte gerade sein Frühstück eingenommen, auf dem Tisch stand noch das Kaffeegeschirr.

Eine Reihe von Photographien, die den Künstler in den verschiedensten Rollen zeigten, hingen an den Wänden.

Während sich Mertens auf den ihm angebotenen Stuhl setzte, betrachtete er interessiert den schönen Charakterkopf des alten Komödianten. Louis Beier hatte ihm gegenüber Platz genommen und richtete seine Blicke abwartend auf den Besucher.

Mit einem Schmerz und leichten Herzens war Mertens heraufgekommen, unter dem Blick des Mannes wurde er ernst, eine leichte Beklommenheit bemächtigte sich seiner. Rasch schüttelte er sie ab.

„Herr Beier, ich will nicht viel Worte machen. Kurz gefaßt, es handelt sich um — um Fräulein Rodeck. Ich interessiere mich für die Dame und wüßte gern, wo sie sich jetzt aufhält. Vorhin war ich in ihrer Wohnung und erfuhr dort, daß sie die Stadt verlassen hat. Man sagte mir, daß Sie bestimmt wüßten, wohin sich Fräulein Rodeck gewandt hat.“

Beier spielte mit der seidenen Schnur seines dunkelroten Schlafrockes.

„Es tut mir sehr leid, Ihnen nicht dienen zu können, Herr Doktor.“

Mertens blickte überrascht auf, das bartlose Schauspielergesicht schien undurchdringlich.

„Wie — Sie werden doch wissen, wo sich Fräulein Rodeck aufhält? Verstehen Sie mich recht, Herr Beier, es liegt mir sehr viel daran, die Adresse der jungen Dame zu erfahren.“

Beier hob bedauernd die Schultern.

„Tut mir leid, Herr Doktor, bedauere wirklich.“

Hugo Mertens stieg das Blut in den Kopf.

„Sie wollen nicht sprechen, Sie wollen es mir nicht sagen?"

Beier schwieg und blickte zum Fenster hinaus.

„So sagen Sie mir wenigstens, was Fräulein Rodeck veranlaßte fortzugehen. Ich habe ein ganz bestimmtes Interesse daran, wie ich schon sagte. Gewiß hat sie beruflich Aerger und Verdruß gehabt. Ist der Konflikt denn so ernster Natur, daß sie — —"

„Fräulein Rodeck hat krankheitshalber die Bühne verlassen, sie ist gänzlich mit den Nerven herunter. Herr Doktor. Es gibt eben Dinge, die einem Menschen ans Herz greifen und ihn herunterbringen. Das eine möchte ich Ihnen nur sagen, Fräulein Riedewald — sprechen wir ruhig den Namen aus, wozu die Dinge verschleiern — hat unendlich gelitten. Mit Geld, Herr Doktor, ist nicht alles abzugelten, glauben Sie dies nicht. Ich darf annehmen, daß Ihnen diese Andeutung genügt. Sie entschuldigen, ich muß mich, wie Sie sehen, noch umkleiden."

Beier hatte sich erhoben.

Auch Mertens war aufgestanden, er hatte alle Farbe verloren. Schwerwiegende Gründe — ging es ihm durch sein fieberndes Gehirn.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Beier, ich weiß einfach nicht, was Sie meinen."

„Herr Doktor, ich bitte Sie, ein alter Mann wie ich kennt das Leben, erlassen Sie mir weitere Erklärungen. Sie wissen ebensogut wie ich, wie die Dinge liegen."

Lautes Gekläff kam von der Treppe her, der Pinscher stand vor der Flurtür. Beier ging, um zu öffnen. Wie versteinert stand Mertens im Raum.

Der kleine Rehpinscher schoß jetzt herein, schnupperte an seinen Stiefeln herum und sprang an ihm hoch. Abwesend beugte sich Mertens nieder, hob das Tierchen auf und streichelte es.

Schweigend betrachtete der alte Schauspieler den Mann, der den kleinen Hund gütig streichelte.

Ebenso gedankenlos wie Mertens den kleinen Hund zu sich heraufgenommen, setzte er ihn wieder zur Erde, das Blut brauste ihm in den Schläfen.

„Es ist mir unmöglich, den Sinn Ihrer Worte zu enträtseln, Herr Beier," sagte Mertens schließlich. „Was heißt, mit Geld kann man nicht alles abgelten? Und wer ist Fräulein Riedewald. Ich bitte Sie, doch die Sachlage näher zu erklären. Sie werden verwundert sein, daß ich Sie nicht verstehe, doch ich begreife keine Silbe. Wir reden aneinander vorbei, deshalb will ich Ihnen offen sagen, ich habe ein tieferes Interesse an Fräulein Rodeck. Sie schrieb mir einen geradezu rätselhaften Brief — und weil ich sie liebe, deshalb muß ich Klarheit schaffen. Zögern Sie nicht, Herr Beier, sagen Sie mir, was Sie wissen."

Der alte Mann in dem dunkelroten Schlafanzug hatte keine Sekunde den Blick von Hugo Mertens gewandt. Sein großes, graues Auge lag prüfend auf dem Antlitz des Mannes, in dem sich die innere Bewegung und Qual der Stunde deutlich widerspiegelten.

„Sie sprechen in einem Tone, der Vorwurf und Anklage zugleich bedeutet, ich aber sage Ihnen, ich bin ahnungslos."

Es hätte dieser Worte Doktor Mertens nicht bedurft.

In dem glatten, undurchdringlichen Gesicht des alten Komödianten war eine Wandlung vorgegangen. Die Kühle seines Blickes verschwand und machte menschlicher Wärme Platz.

(Fortsetzung folgt)

Diplomatisches Vorgehen

Erzählung von Erik Bertelsen.

Man brauchte ein neues Schulgebäude in Svingelstrup. Das alte war zu klein geworden, trotzdem mochte der Gemeindevorsteher es nicht abreißen lassen. Er wollte in dem alten Gebäude gern seinen Wohnsitz errichten, wenn er in kurzer Zeit seinem Sohn den heimatlichen Hof überließ. Nur mußte er den neuen Baugrund zu einem billigen Preis erhalten, sonst ging es nicht.

Bei einer Gemeindesitzung sagte er: „Der Baugrund drinnen in der Stadt ist zu teuer. Wir müssen Rücksicht darauf nehmen, daß viele der Kinder aus den neuen Siedlungshäusern kommen, da ist es in dem Ort selber auch zu weit zur Schule. Am besten wäre es, die Schule im Norden des Ortes zu errichten."

Die übrigen Mitglieder des Gemeinderates nickten zustimmend. Einer bemerkte: „Am besten wäre es an dem Kreuzweg, wo Stine Baerer wohnt. Und ihr altes Anwesen wäre sowieso zum Abriß fällig."

„Ich habe auch schon daran gedacht", meinte der Gemeindevorsteher. „Aber wir müßten diplomatisch vorgehen. Wenn an die Kommune verkauft werden soll, werden die Leute immer begehrlich! Sie kommt womöglich darauf, 4000 bis 5000 Kronen zu verlangen für ihre alte Hütte. Aber mehr als 2000 Kronen möchten wir nicht gerne ausgeben, trotzdem ein schönes Stück Land dazugehört. Wir müssen daran denken, daß wir für die Ausgaben in der Gemeinde verantwortlich sind."

Die anderen nickten wieder und warteten, daß er weitersprechen sollte. „Es nutzt nichts, daß jemand hingeht und davon spricht, sie solle uns das Anwesen überlassen", sagte er auch kurz darauf. „Denn das wittert sie sofort, daß wir es dringend brauchen. Wir müssen also einen Strohmann ausfindig machen. Was meinen Sie zu dem Schmied?"

Ja, zu dem Schmied hatten alle Vertrauen. Und er hatte nichts gegen den Auftrag einzuwenden, auch nicht dagegen, daß man sich erkenntlich zeigen wollte, wenn der Kauf zustande käme. Er wollte sich sofort auf den Weg machen zu Stine.

„Ueberlegen Sie sich die Sache erst gründlich", meinte der Gemeindevorsteher. „Sie müssen diplomatisch vorgehen."

„Natürlich", antwortete der Schmied. „Ich habe gerade den Spirituskocher für Stine repariert, den nehme ich ihr nun mit hinaus. Das ist doch wohl diplomatisch."

Stine saß und webte, als er draußen ankam. Sie stand überrascht auf: „Was? Bringst du mir meinen Kocher selber?"

„Es kommt immer auf die Kunden an", antwortete der Schmied. „Außerdem fand ich das Wetter heute so schön, daß ich Lust hatte, ein Stück zu gehen. Und es fiel mir ein, daß du deinen Kocher vielleicht gerne für den Nachmittagskaffee haben würdest."

„Ich trinke Nachmittags niemals Kaffee, nur wenn ich Besuch habe", sagte Stine.

„Aber das hast du ja jetzt!"

Sie unterhielten sich miteinander, und Stine freute sich über den Besuch. Sie nahm den Spirituskocher und verschwand damit in der Küche, als eile es, Kaffee zu kochen. Gleich darauf kam sie mit einem Tischtuch und Tassen wieder. Der Schmied hatte sich vor das Fenster gesetzt. Er bemerkte wie nebenbei: „Du wohnst übrigens hübsch hier, Stine. Jedenfalls im Sommer."

„Auch im Winter", sagte sie. „Wenn Schnee liegt, ist es fast noch schöner hier als jetzt."

Der Schmied gab seiner Stimme einen mitfühlenden Ton: „Aber die Schneestürme, Stine! Und die langen, dunklen Abende, wenn du ganz einsam bist, weil hier heraus niemand mehr kommt."

Sie sandte ihm einen scheuen Blick: „Aber du bist doch selber immer alleine."

„Sicher. Nur sind bei mir rechts und links Nachbarn. Werde ich krank, ist sofort Hilfe zur Stelle. Ehrlich gesagt: Wäre es nicht für dich viel besser, mitten im Orte zu wohnen?"

„Das glaube ich fast", sagte sie gedankenvoll, dann lauschte sie in Richtung der Küche und lief fort, sagte aber noch während sie in der Tür stand: „Natürlich würde ich dann viel Zeit sparen. Dann hätte ich nicht so weit zu gehen, wenn ich etwas kaufen muß, und vielleicht fände ich auch mehr Arbeit, wenn ich in den Ort zöge."

Stine sah ernst aus, als sie wiederkam, und der Schmied wußte, nun war das Eisen nahe am Schmelzen. Er sagte, und schüttelte sich ein wenig: „Ich glaube nicht, daß ich als Frau so einsam wohnen möchte. Das wäre mir unbehaglich."

Stine seufzte. Dann antwortete sie: „Man gewöhnt sich an alles. Und wie soll ich das Haus hier loswerden? Es kauft mir niemand die Hütte ab."

„Das könnte man doch erst einmal probieren, Stine. Solange du es nicht versucht hast, kannst du das doch nicht behaupten."

„Aber wie soll ich eine andere Wohnung finden? Ich wüßte nicht, daß auch nur eine frei wäre im Ort."

Der Schmied runzelte die Stirn und sagte sehr langsam: „Gewiß — im Augenblick fällt mir auch nichts ein —, aber es könnte ja sein — ja es könnte sein. Daß ich es mir einfallen ließe, ein neues Haus zu bauen, und daß dann noch Platz darin wäre..."

Eine Mischung von Scheu und Dankbarkeit lag in Stines Augen, als sie sagte: „Ich habe niemals gewußt, daß du so viel für mich übrig hattest..."

„Ja", sagte er rasch entschlossen. „Ich habe dich schon oft in meinen Gedanken gehabt und überlegt, was sich für dich tun ließe."

Ehe er es sich versah, hatte Stine, überwältigt von ihren Gefühlen, seinen Hals umfaßt und ihm einen Kuß auf den Mund gedrückt. Im selben Augenblick flötete der Kessel in der Küche. Stine lief ins Haus und ließ den Schmied erstaunt zurück. Sie hatte seine Redensarten als Heiratsantrag aufgefaßt! Das war eine sonderbare Ueberrumpelung! Er pflegte weder Feuer noch Wasser zu fürchten, aber er hatte noch niemals gewußt, wie er es anstellen sollte, mit einer Frau über Liebe zu sprechen. Und nun war er mitten drin. Und übrigens — der Kuß war angenehm! Er strich sich behaglich über den Mund und hatte nichts dagegen, es noch einmal zu versuchen, Stine zu küssen. Und am besten war es, Stine in ihrem Glauben, daß er deswegen hergekommen sei, zu bestärken.

Sie rief ihm nun aus der Küche zu: „Du könntest herkommen, während ich den Kaffee trichtere!"

Etwas unsicher ging er in die Küche, sie ergriff seinen Arm und flüsterte ihm zu: „Wie kommt es, daß du gerade heute darauf verfallen bist?"

„Ja, das will ich dir sagen. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß die Gemeinde dein Haus kaufen will, um eine neue Schule hier zu bauen. Und da ich überzeugt davon bin, du selber würdest zu billig verkaufen, wenn du alleine verhandelst, so kam ich her. Das Haus ist mindestens 5000 Kronen wert!"

„Glaubst du, man wird uns soviel geben?"

„Ja, es ist denkbar. Vielleicht hast du gehört, daß ich nicht ganz arm bin. Ich habe ein Teil Geld in Obligationen. Und einigen Leuten in der Gemeinde habe ich etwas geborgt. Da werden sie also sicher nicht versuchen, den Preis zu drücken, wenn ich selber mit am Verkauf deines Hauses interessiert bin."

Stine sah ihm schelmisch in die Augen: „Ja, du hast wirklich die Gabe, für dich gut zu reden! Ich begreife einfach nicht, wie du es fertig gebracht hast, das vorher so nebenbei zu mir zu sagen, als wolltest du eigentlich auf ganz etwas anderes hinaus — nur habe ich es sofort gewußt, was du im Sinne hattest!"

„Na, ja,", sagte der Schmied und fuhr sich über den Mund mit deutlicher Aufforderung, „das nennt man eben „diplomatisches Vorgehen"!"

Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Karin Reitz.

Herrn Florians Ausrede

Eine lustige Geschichte von Hans Berneburg.

Herr Florian, der junge Privatsekretär, konnte von einigem Pech reden. Da war er nun, seit einem Jahr bei Bauer & Co. tätig, stets auf den Glockenschlag pünktlich morgens zur Stelle, und ausgerechnet heute, da der Chef unerwartet um 8 Uhr im Büro erschien, kam Florian mit erheblicher Verspätung zum Dienst. Dazu brummte ihm der Schädel, denn der zuckersüße Fruchtwein, den ihm seine stets besorgten Wirtsleute am Abend vorgesetzt hatten, war von unheimlicher Wirkung gewesen.

Als Herr Bauer, der Chef des Hauses, nach seinem Privatsekretär klingelte, gab Florian, weiß wie eine frisch gekalkte Wand, aber doch einigermaßen gefaßt, folgende Erklärung ab: „Ich weiß, es klingt unwahrscheinlich, aber ich hatte heute morgen mein Kragenknöpfchen verloren, und ich mußte, da kein Ersatz zur Stelle war, fast eine Viertelstunde nach ihm suchen, ich bin unter das Bett gekrochen, ich suchte..."

„Mein Lieber", unterbrach ihn der Chef mit einer Schärfe, die in bemerkenswertem Gegensatz zur freundlichen Anrede stand, „erzählen Sie nur keine langweilige Kurzgeschichte, sondern gehen Sie an ihre Arbeit!" —

Nach einer Viertelstunde meldete sich der Chef am Hausapparat, stellte drei, vier Fragen, und jetzt, o barmherziger Schädel, konnte Florian präzise Antworten geben, als sei sein Kopf klar wie ein Frühlingstag. Herrn Bauers Mißstimmung schien im Schwinden zu sein. Wenige Minuten darauf stand er vor dem Schreibtisch Florians und hielt eine kleine Ansprache: „Ich war mit Ihrer Arbeit bisher zufrieden. Auch mit Ihrer ganzen Art und Haltung. Aber ich verstehe nicht, warum Sie mich plötzlich anlügen. Sie wollen einen verlorenen Kragenknopf gesucht haben und tragen doch heute, vielleicht ist es Ihnen selbst noch nicht einmal zum Bewußtsein gekommen, ein Sporthemd, für das Sie keinen Kragenknopf brauchen..."

Der bleiche Florian wurde rot wie eine Mohnblume. Aber er log weiter und stammelte als Entgegnung: „Sie haben mich nicht ausreden lassen, ich mußte ein Sporthemd wählen, weil ich den Kragenknopf nicht gefunden habe, so erklärt sich die Verspätung."

„So!" sagte der Chef, und seine Hand hatte Gewicht, als sie auf den Schreibtisch niederfuhr, „dann gehen wir einmal jetzt an die Arbeit, um das Versäumte nachzuholen."

Donnerwetter, in diesem Tempo hatte der junge Herr Florian noch niemals zu arbeiten gehabt. Er hatte keine Minute Zeit, an seinen kranken Magen, an seinen Brummschädel zu denken, die sehnlich erwartete Frühstückspause fiel aus, und es war kurz vor Mittagsschluß, als Herr Bauer aufstand und ein Gespräch begann.

„Wohnen Sie eigentlich noch bei der Familie Schuhmacher, die ich Ihnen bei Ihrem Eintritt empfahl?" Florian nickte ergeben und war von bösen Ahnungen erfüllt. „Wissen Sie, daß ich dort als Junggeselle gewohnt habe, als ich in diese Stadt kam und hier mein Geschäft aufbaute?" Florian wußte es, er versuchte ein verbindliches Lächeln, aber es mißglückte, auch die verbindliche Antwort mißlang, und es blieb bei jenem Nicken des Kopfes, das durch den Kandidaten Jobs in die Literatur eingegangen ist.

„Aber sagen Sie einmal", fuhr der Chef fort, „haben die guten Schuhmachers immer noch ihren gräßlichen Fruchtwein, von dessen Qualität sie eine so gute Meinung haben, daß jeder ihrer Untermieter ihn nicht ablehnen kann, ohne die braven Leute gründlich zu verstimmen?"

Hier bekam Florian plötzlich seine Stimme wieder, sie klang zwar rauh wie ein Ruf aus einer geborstenen Regentonne, aber es gelang doch, mit ihrer Hilfe der Entgegnung Ausdruck zu geben: „O ja, Herr Schuhmacher ist mittlerweile Rentner geworden, und die Herstellung des Beerenweines ist seine einzige, seine große Passion!"

„Nicht auszudenken ist das", lachte Herr Bauer, „wenn Sie da einmal mitmachen müssen, so verschweigen Sie es mir nicht, ich gebe Ihnen dann am nächsten Vormittag Urlaub, denn die nächsten vierundzwanzig Stunden nach dem Schuhmacherschen Umtrunk hält kein ausgewachsener Mann im Büro aus!"

Dem Florian traten leichte Schweißperlen auf die Stirn. Machte der Chef sich über ihn lustig? Ahnte er die Zusammenhänge?

Die Arbeit ging weiter. Die Mittagsglocke schlug. Erst nach einer Stunde klappte der Chef die Bücher zu und traf die Vorbereitungen, zu Tisch zu gehen.

Aber ehe er das Büro verließ, blieb er vor Florians Schreibtisch stehen: „Mein lieber Florian, Sie haben heute einen freien Nachmittag. Führen Sie Ihren Brummschädel spazieren! Aber Strafe muß sein, denn ich hasse nichts mehr als die kleinen Betrügereien und fordere von meinen Mitarbeitern Vertrauen auch in diesen Dingen. Uebrigens war die Geschichte mit dem verlorenen Kragenknopf sehr schlecht erfunden, was ich Ihrem Brummkopf zugute halten will. Sie wissen wahrscheinlich jetzt noch nicht, daß Sie zwar ein Sporthemd tragen, aber eines mit abknöpfbarem Kragen, und während ich mich mit Ihnen unterhalte, blinkt mir dauernd der Messingknopf entgegen...

Florian gab sich geschlagen. Er faßte sich nicht mehr an den Kopf, er faßte sich an den Kragen und stammelte: „Es war der Fruchtwein, von dem Sie sprachen!"

„Ich weiß, ich weiß", lachte der Chef, „denn ich bin vielleicht ein Menschenkenner, bestimmt ein Weinkenner, aber kein Hellseher. Ich traf nämlich auf meinem Gang zum Geschäft den Herrn Schuhmacher, er war nicht ganz so leichenblaß wie Sie, aber ich merkte es ihm doch an, daß er einen Kater unalltäglichen Formats spazieren führte, und als er mir erzählte, daß Sie ein netter Kerl seien, der auch einen guten Tropfen selbstgekelterten Beerenweines wohl zu schätzen wisse, war ich im Bilde. Und wären Sie nicht auf den vermaledeiten Kragenknopf gekommen, so säßen Sie schon einige Stunden auf der Bank drüben in den Anlagen!"